

Katja Kailer

Re-presentation is re-presentation is re-presentation...

Antke Engel: *Wider die Eindringlichkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation* (Reihe: Politik der Geschlechterverhältnisse), Frankfurt/Main: Campus Verlag 2002, 34,90 Euro

Wider die Eindringlichkeit ist die überarbeitete philosophische Doktorarbeit Antke Engels, in der äußerst anspruchsvoll und differenziert queer/feministische Diskussionen der letzten Jahre aufgegriffen und fortgeführt werden. Die kritische Auseinandersetzung umfasst u.a. Theorien von Judith Butler, Teresa de Lauretis, Luce Irigaray, Jacques Derrida, Drucilla Cornell und Kaja Silverman. Die Autorin verschränkt – im Sinne der Cultural Studies – die Felder Kultur und Politik miteinander und macht deutlich, dass das Kulturelle nicht als das Andere des Politischen zu verstehen ist. Mit der Strategie der *VerUneindeutigung* schreibt Engel gegen feministische Tendenzen des Mainstream an, die ungeachtet individualistischer und neoliberaler Verhältnisse eine Vervielfältigung von Geschlechtern und Sexualitäten zelebrieren. Die Frage nach der straighten Vereinnahmung queerer Praxen setzt eine im deutschsprachigen Raum bisher nur selten geführte Diskussion fort.¹ Die *VerUneindeutigung* oder Destabilisierung der Zwei-Geschlechter-Ordnung und normativen Heterosexualität gehe aber nicht notwendigerweise mit einem Abbau von Dominanz- und Ungleichheitsverhältnissen einher, weshalb darüber hinaus durch die Perspektive der Enthierarchisierung rigide Normativität und soziale Hierarchien gleichermaßen angefochten werden.

Engel untersucht Geschlecht und Sexualität als Kategorien gesellschaftlicher Normalisierungs-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die sich in sozialen Praktiken verfestigen und rekonstruieren. So fragt sie, wie sich Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität entwickeln lassen, die nicht unentwegt in die Raster binärer Vergeschlechtlichung und heterosexueller Norm zurückweisen oder wie Körperdarstellungen ihrer permanenten Sortierung in männliche oder weibliche Körper entgehen können. Dies stellt die schwierige Aufgabe, die Notwendigkeit einer alles durchdringenden zweigeschlechtlichen und heteronormativen Ordnung in Frage zu stellen, ohne die fortbestehende Relevanz dichotomer, hierarchischer Geschlechter- und Sexualitätsdiskurse für die Organisation von Kultur, Gesellschaft und Subjektivität zu verleugnen.

Für das Projekt der Umarbeitung scheint Engel der Begriff der *Repräsentation* angemessen. Repräsentation, so Engel, sei kein neutrales Medium der Darstellung oder Abbildung, sondern eine an gesellschaftliche Normen geknüpfte, konstitutiv wirksame soziale Praxis und Technologie, ausgestattet mit dem Potential, in sozio-historische Bedingungen und gesellschaftliche Wirklichkeiten einzugreifen. Die Autorin wirft das Problem auf, inwiefern sich Identität und Binarität als

universelle oder hegemoniale Prinzipien des Symbolischen durchsetzen oder ob und wie sie historisiert und angefochten werden können, denn „erst dann, wenn das Verständnis sozio-diskursiver Konstruiertheit und historisch-kultureller Heterogenität von Geschlecht und Sexualität in eine Theorie politischer Veränderung integriert wird, [kann] eine Perspektive der Umarbeitung binär-hierarchischer und heteronormativer Verhältnisse entstehen“ (S. 14).

Judith Butlers Theorie der Subjektkonstitution kritisierend fordert Engel ein Verständnis des Symbolischen, das gerade nicht durch die rigide Opposition von Ein- vs. Ausschluss, von Intelligibilität vs. Verworfenheit gekennzeichnet ist, wofür sie u.a. – wie Butler übrigens auch – auf Derridas Konzept der *différance* zurückgreift. Veränderte Selbstverhältnisse, Körper-Subjektivitäten, Begehrensformationen und sozio-sexuelle Existenzweisen, wie sie in queer/feministischen subkulturellen Kontexten gelebt werden, sollen als Umformungen der symbolischen Ordnung gewürdigt werden. Die politische Relevanz queer/feministischer Repräsentationstechniken und Strategien der *VerUneindeutigung* von Geschlecht und Sexualität bleibt somit nicht auf die Ebene von Subjektivitäten und sozialen Beziehungen beschränkt. Sie zeigt sich gerade in der Möglichkeit, auf gesellschaftliche Strukturen und Institutionen zu wirken und Herrschaftsverhältnisse zu transformieren.

Auch wenn der Begriff der Repräsentation im Kontext politischer Praxis Beispiele aus (sub)kulturellen Praktiken und medialen Inszenierungen erwarten lässt, finden sich diese – im Unterschied zu kulturwissenschaftlichen Arbeiten zum Thema Repräsentation – im vorliegenden Buch kaum (abgesehen vom Abschnitt zu Maskulinitäten in lesbischen und transgener Subkulturen). Ebenso wenig bietet Antke Engel Patentrezepte für erfolgreiche repräsentative Interventionen an, was manche enttäuschen mag. Der Grund dafür könnte in der Achtung der kontextuellen, historischen und geopolitischen Spezifik politischen Handelns liegen, möglicherweise aber auch in dem schwierigen Unterfangen, philosophische Debatten und Potentiale politischer Intervention zusammen zu denken. Die Frage, inwiefern so geartete queer/feministische Repräsentationspolitiken Veränderungen im Feld des Rechts, der Ökonomie, der Medizin und vergleichbaren Institutionen und Organisationen forcieren können, bleibt für mich auch weiterhin unbeantwortet.

1 Ausnahmen finden sich bspw. bei Corinna Genschel: *Fear of a Queer Planet. Dimensionen lesbisch-schwuler Gesellschaftskritik*, in: Das Argument 216, 1996 (4), S. 525-537 und dies.: *Umkämpfte sexualpolitische Räume. Queer als Symptom*, in: Eigelton/Hark (Hrsg.): *Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse*. Berlin, Queer Verlag

1997, S. 77-98, sowie bei Sabine Hark: *Deviant Subjekte. Normalisierung und Subjektformierung*, in: Sohn/Mertens: *Normalität und Abweichung*. Opladen/Wiesbaden, Westdt. Verlag 1999, S. 65-84 und dies.: *Durchquerung des Rechts. Paradoxien einer Politik der Rechte*, in: *questio: Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*. Berlin, Queer Verlag 2000, S. 28-44.

Michaela Hampf

technics of cyber<>feminism <mode=message>

Hrsg. von Claudia Reiche und Andrea Sick. thealit Frauen.Kultur.Labor. Bremen: Geffken & Köllner 2002, 15 Euro

technics of cyber<>feminism <mode=message> stellt Arbeiten vor, die im Rahmen des vom Frauen.Kultur.Labor Thealit im Dezember 2001 veranstalteten *international laboratory* präsentiert wurden. Der Titel eröffnet nicht nur das Spannungsfeld zwischen *cyber* und *feminism*, sondern verweist auch auf die Doppelbedeutung *Techniken* und *Technologien*. Gibt es ein Subjekt des Cyberfeminismus? Ist Donna Haraways (ironischer) Cyborg (noch) ein gültiger Gegenentwurf zum cartesianischen Subjekt?

Diesen Fragen widmet sich die Sektion *subject<ing>*, eröffnet von Marie-Luise Angerers Beitrag *Cybertrouble(s)*. Angerer warnt vor einem undifferenzierten „Mäandrieren“ zwischen antihumanistischer Kritik am autonomen Subjekt und posthumanen Vorstellungen von der technologischen Überwindung des Körpers. An Texten Sadie Plants, Sherry Turkles und Rosi Braidottis zeigt die Autorin Fallen auf, letztlich wieder ein *Ego* zu postulieren – sei es als Göttin, Cyborg oder das Weibliche, diesmal losgelöst von (Frauen)Körpern. Zuweilen erliegen, wie etwa Sadie Plants Technoessentialismus zeigt, auch Cyberfeministinnen der Utopie des technologischen Raums, in dem Geschlechtergrenzen, sexuelle Dichotomien, Klassengegensätze und ethnische Differenzen aufgehoben werden. Marina Grzanic widerspricht dem deutlich, indem sie Osteuropa als *weibliche* Seite der (Geschlechter-)Differenz der westlichen Welt betrachtet, als bloßes *Symptom* und konstitutives Außen von (West-)Europa und zwar sowohl in der *virtuellen* wie auch in der *realen* Welt. Ihr Beitrag zeigt, wie cyberfeministische Strategien helfen können, die im *Anderen* immanente Differenz auszuloten und so eine radikale Neupositionierung zu erreichen.

Gegen eine Form des utopischen Cyberfeminismus, der sich auf das Bejubeln von „cyborgized women“ und „feminized machine environments“ beschränkt, fordert Caroline Bassett in *Self, Same, Cyborg?* eine Reformulierung des politischen Projekts, mit dem zu Beginn der Achtziger Jahre Donna Haraways Cyborg-Entwurf angetreten war. Entgegen zeitgenössischen Vorstellungen von Transzendenz und Entkörperlichung im Cyberspace à la William Gibson, plädierte Haraway für eine Vision von immer intimeren Verbindungen menschlicher und technischer Komponenten und elaborierten Schnittstellen. Nachdem nun mit zunehmender Konvergenz feministischer Kritik an und hegemonialer Vorstellungen von Informationstechnologien die ironische Cyborg zur Gallionsfigur der neuen informationskapitalistischen Arbeitswelt wurde, verlor sie, wie Bassett mit Rosi Braidotti argumentiert, ihren politischen Biss. Zeit also für neue Modelle cyberfeministischer Intervention. Eine Möglichkeit wären etwa Andrea Sicks „strategische Viren“. Ihr Beitrag *C<>F-Virus* lotet die Potentiale viraler Modelle biologischer wie informationstechnologischer Provenienz und mögliche cyberfeministische Anwendungen aus.

Verena Kuni untersucht in ihrem Beitrag *FeMale Troubles* mediale Repräsentationen, die die umkämpfte Zone von Geschlechtergrenzen navigieren und/oder überschreiten. Sowohl die Bilder wie auch die Körper, Sexualitäten und Geschlechter der „bearded ladies“ oszillieren zwischen wahr und falsch, echt und gefälscht. Ihre queere Lesart schafft es, Männlichkeiten und Weiblichkeiten von jeweils geschlechtlich determinierten Körpern abzukoppeln und so den Code der Normierungs- und Naturalisierungsdiskurse in den Repräsentationssystemen digitaler Medien offen zu legen.

In der Sektion *operat<ing>* findet sich Irina Aristarkhovas Beitrag *Virtual Chora*, der ihre gleichnamige Arbeit im Netz theoretisch begleitet. Dort erprobt sie in Anlehnung an Derrida den Akt des „un-bedingten Willkommen-heißens“ als praktische Strategie. Diese bedingungslose Gastfreundschaft verweist auf Machtbeziehungen im Cyberspace, die durchaus körperlich zu denken sind und aus deren Erprobung sich letztlich Bausteine einer neuen Ethik ergeben könnten. Um ihre Verantwortlichkeit als userin auszuloten, sei der/die LeserIn auf Aristarkhovas home-site www.aristarkhova.org verwiesen.

Cornelia Sollfrank leistet mit ihrer Arbeit *Not Every Hacker Is a Woman* Grundlagenforschung und schafft gleichermaßen Fakten wie Abhilfe, was die verbreitete Unfähigkeit angeht, das Konzept Hacker anders als weiß, männlich, definitiv hetero, subversiv und pizzaessend zu denken. Auch Anne-Marie Schleiener untersucht Hacking als Werkzeugkasten von verschiedenen, zuweilen postfeministischen und queeren Strategien, die sowohl helfen können, ältere feministische Projekte wie Gleichberechtigung einzulösen als auch eine Form des elektronischen zivilen Ungehorsams (CAE) darstellen können. Faith Wilding/sub-Rosa erzählen in *Becoming Autonomous* von der künstlerischen Arbeit des cyberfeministischen Kollektivs *subRosa*, das feministische Kritik, politischen Aktivismus und informationstechnologische Werkzeuge nutzt, um Biomacht und die Politik der Biotech-Firmen sichtbar zu machen.

In der Sektion *engineer<ing>* macht es besonderen Spaß zu sehen, wie Ulrike Bergermann „Dinge mit Worten macht“. Der Befehl *Find/Replace*, also das automatische Ersetzen von bestimmten Signifikanten in neue Kontexte, simuliert (simuliert nur deshalb, weil Agentin Bergermann den Prozess in Gang gesetzt hat) die performative Produktion von Strukturen, z.B. eines Subjekts. Dies geschieht durch die Reiteration (einer Art Schleife aus nie identischen Wiederholungen) von Konventionen und Normen und durch produktive Verschiebungen oder Abweichungen. In dieser Re/Signifikation liegt die Möglichkeit zum Widerstand und ein genuin *cyberfeministischer* Akt.

Den Versuch, die der telepräsenten Simulation eigene Ambivalenz „zwischen Differenz und Negation“ als cyberfeministisches Werkzeug nutzbar zu machen, unternimmt Claudia Reiche. Mithilfe gedachter Boolescher Operationen entlarvt sie in *Technics of Ambivalence and Telepresence* die in Bezug auf das Selbst illusorische Unterscheidung von Materie und Information.

Dieser ausgesprochen heterogene Band umfasst eine Reihe von theoretischen, künstlerischen, experimentellen und praktischen Ansätzen, die einander ergänzen.

zen, aber auch noch stärker miteinander in Beziehung hätten treten können. Vielleicht hätte der Band von einer ausführlicheren Einführung durch die Herausgeberinnen und einer sorgfältigeren Übersetzung einiger Beiträge profitieren können. Von diesen kleinen Monita abgesehen, leistet *technics of cyber->feminism* einen wichtigen Beitrag für die Diskussion und Anwendung cyberfeministischer Strategien, Konzepte und Taktiken. Oder frei nach Bergemann und Foucault: Damit Cyberfeministinnen nicht nur wissen, was sie tun, wissen, warum sie das tun, was sie tun, sondern damit sie auch wissen, was ihr Tun tut.

Brigitte Weingart

Future Bodies. Zur Visualisierung von Körpern in Science und Fiction

Hrsg. von Marie-Luise Angerer/Kathrin Peters/Zoë Sofoulis (Ästhetik und Naturwissenschaften/Reihe Medienkultur, Hrsg. von Hans Ulrich Reck). Wien/New York: Springer-Verlag 2002, ISBN 3-211-83778-7, 38 Euro

Die Fragen nach der Zukunft des Körpers stellen sich heute weder zum ersten Mal, noch auf völlig neue Weise – und dieser Tatsache Rechnung zu tragen und aus früheren Debatten zu lernen, heißt zunächst einmal, im Plural von den Körpern zu reden, deren jeweilige Zukunft wie eh und je von Faktoren wie Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, ökonomischer Situation usw. abhängt. Trotzdem bedarf es eben auch neuer Expertisen und neuer Werkzeuge.

Der Sammelband *Future Bodies* dokumentiert, dass seit den Hochzeiten des Körperdiskurses in den 1980er Jahren an einem solchen Instrumentarium weiter gearbeitet wurde.¹ Die Zeiten, als sich in der Rede über zukünftige Körper beobachten ließ, wie die vermeintliche Befreiung vom Ballast widerspenstiger Materie dank digitaler Technologien gefeiert wurde, sind offenbar vorbei. Viele der Beiträge zur *Visualisierung von Körpern in Science und Fiction*, wie es im Untertitel heißt, nehmen die Konstruktionen des Körpers sowohl diskursübergreifend als auch in historischer Perspektive in den Blick. Untersucht werden (populär-)wissenschaftliche Darstellungen des Körpers, die technischen Bedingungen der Produktion von Sichtbarkeit, künstlerische Repräsentationen sowie Theoriefiktionen, wobei insbesondere Entwürfe des *Posthumanen* einer kritischen Auseinandersetzung unterzogen werden. So ist es vor dem Hintergrund der derzeit technologisch bereits durchführbaren Entkoppelung von Sex und Reproduktion durchaus angebracht, an die psychoanalytische Prämisse zu erinnern, dass das Sexuelle sich dem Subjekt nicht hinzufügt, sondern dieses *durchstrukturiert*. „Sexualität als basale Kategorie des Humanen“ (S. 244) ist damit also keineswegs außer Kraft gesetzt, wie Marie-Luise Angerer in ihrem Beitrag ausführt. Interessant ist auch der Versuch von Zoë Sofoulis, die Kategorie Gender in die des „Sozio-technischen“ einzubetten. Dies geschieht im kritischen Anschluss an die Diagnose von Bruno Latour, dass das Projekt der Moderne als Trennung von Natur, Kultur und Technik ständig von der Hybridität seiner Objekte unterlaufen werde. Dem spektakulären Verabschiedungsgestus von Proklamationen des Posthumanen hält sie die Entgrenzung von Personalitätsvorstellungen hin zum „Parahumanen“ entgegen, also zu dem, was neben und außerhalb des Menschlichen auf die menschliche Handlungsfähigkeit zurückwirkt (S. 284). Allerdings lassen die abschließend skizzierten Beispiele möglicher Anwendungsgebiete eines solchen Zugriffs befürchten, dass zum einen seine Leistung hinter medienanthropologische und technikphilosophische Arbeiten zurückfällt, zum anderen die Einbettung von Gender in der konkreten Analyse eher eine Auflösung bis auf den Restbestand eines kulturellen Klischees von geschlechtsspezifischen Technikvorlieben zur Folge hat.

Insgesamt ist es jedoch gerade die Kopplung von Gendertheorien mit Ansätzen aus der Wissenschaftstheorie und -geschichte, welche die Grenze zwischen Science und Fiction als durchlässig darstellen. Zumal diese Wissenschaftsstudien zumindest in Deutschland erst in jüngerer Zeit die Grenze der Fachdisziplinen überschritten und eine breitere Rezeption gefunden haben.² Claudia Reiche lenkt den Blick auf die Nähe des wissenschaftlichen zum erotischen Blick, indem sie die Reisen ins Körperinnere im Hollywood-Kino, die Verheißungen der Sichtbarmachung in einem Pornofilm von 1927 mit dem bezeichnenden Titel *Wonders of the Unseen World* mit dem obszönen Begehren in Beziehung setzt, das in dem digitalen Renommierprojekt des *gläsernen Menschen* (z.B. *The Visible Human Project*) zum Ausdruck kommt. Wie sehr hier sowohl gender- als auch medientheoretische Perspektiven dem Blick auf wissenschaftliche Repräsentationen zugute kommen, zeigt sich besonders in dem Nachweis eines unterstellten Zusammenhangs von Weiblichkeit und technischer Medialität, der auf die jeweiligen „Bildkörper“ projiziert wird (S. 81).

Das trifft ebenso zu für Ulrike Bergermanns Analyse von Infografiken über das Klonen, die einmal nicht nur Dolly, sondern auch den *grauen* Schafen gilt, nämlich jenen, die die Prozedur nicht als überlebensfähig überstehen. Dass die Molekularbiologie die Kybernetik und die Informationstheorie um ihre Metaphern beerbt, wurde in letzter Zeit bereits überzeugend nachgewiesen.³ Bergermann setzt nun populäre Darstellungen des Klonvorgangs mit dem grafischen Modell des Kommunikationssystems von Shannon/Weaver in Beziehung. Wie sie überzeugend nachweist, kommt dieser implizite Kurzschluss einer „verharmlosenden Akzeptanzpolitik“ (S. 122) zugute, denn letztlich gelten die grauen Schafe, die auf der Strecke bleiben, innerhalb dieses Modells nur als misslungener Kommunikationsakt.

Dass es sinnvoll sein kann, bei der Untersuchung von Visualisierungen des Körpers auch *Sprachbilder* und Metaphern in den Blick zu nehmen, verdeutlichen die Ausführungen von Christopher Kelty und Hannah Landecker zum *Schauspiel der Zelle* in biologischen und fiktionalen Filmen. Die Doppelperspektive der AutorInnen auf das Konzept der lebendigen Bilder im Kino und auf die epistemologische Funktion der Sichtbarmachung in der Mikrobiologie lässt jedoch nicht genug Spielraum, um die Genealogie der Personifizierung genauer auszuführen. Das ist insofern schade, als der Blick auf die bereits erforschte Wissenschaftsgeschichte der Zelle hätte verdeutlichen können, dass mit den Erfolgen der Sichtbarmachung ältere Vorstellungen keineswegs verabschiedet werden. Darüber hinaus hätte gerade der Zusammenhang mit Rudolf Virchows Vorstellung eines „Zellenstaats“⁴, der deutlich entlang seiner politischen Vorstellungen als liberaler Kritiker Bismarcks modelliert war, die Frage aufwerfen können nach den politischen Implikationen aktueller „Narrative der Zellsozialität“ (S. 28).

Doch auch ohne solche immer denkbaren Ergänzungen tragen die meisten Beiträge der Tatsache Rechnung, dass auch Untersuchungen gegenwärtiger und zukünftiger Körper nicht ohne genealogische Studien zur Körperrepräsentation auskommen. Die Vorzüge eines solchen Vergleichs werden deutlich in Jane Goo-

dalls Gegenüberstellung der elektrifizierten Körper(-vorstellungen) des Fin de Siècle mit den Bildern von Cyborgs und genetisch manipulierbaren Körpern, die wir der elektronischen Revolution verdanken: Es sind Krisenkörper, konstruiert entlang der jeweils dominanten wissenschaftlichen Paradigmen, die – pars pro toto – aushalten müssen, dass der Druck der vermeintlich greifbar gewordenen Zukunft ganze Gesellschaften *unter Strom* stellt.

1 Eine Reihe der AutorInnen, die an dem Band beteiligt sind, arbeiten übrigens – wie die Mitherausgeberin Zoë Sofoulis – in Australien.

2 Vgl. etwa die Arbeiten von Loraine Daston und Peter Galison zur wissenschaftlichen Fotografie, von Evelyn Fox Keller und Lily E. Kay zum Transfer von Metaphern und Vorstellungen zwischen Bio- und Informationswissenschaften, von Hans Jörg Rheinberger zu epistemischen Dingen und Experimentalsystemen. Zur Visualisierung vgl.: Mit den Augen denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten. Hrsg. von Bettina Heintz/Jörg Huber. Wien/New York

2002. Siehe auch das instruktive Vorwort der Mitherausgeberin Kathrin Peters in dem besprochenen Band: *Zur Unschärfe des Zukünftigen. Einleitende Überlegungen*.

3 Vgl. Lily E. Kay: Das Buch des Lebens. Wer schrieb den genetischen Code? München 2002.

4 Vgl. etwa Rudolf Virchow: *Über die Reform der pathologischen und therapeutischen Anschauungen durch die mikroskopischen Untersuchungen*. In: Ders.: Sämtliche Werke. Bd. 4: Abt. 1, Medizin. Texte zur wissenschaftlichen Medizin aus den Jahren 1846–1850. Hrsg. von Christian Andree. Bern u.a. 1992, S. 105–138 (bes. S. 111).